

Mitteilungen des Apologetischen Instituts des Schweizerischen katholischen Volksvereins

Zürich, Auf der Mauer 13 Telefon 28 54 58 Postcheck-Konto Zürich VIII 27842

Erscheint zweimal monatlich. Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet.

Nr. 10

9. Jahrgang

30. Mai 1945

INHALT: Die religiöse Wiedergeburt Russlands und ihre Gründe: Die Frage — Die Masse des russischen Volkes — Die Erfolge der Gottlosen und ihre Ersatzreligion — Gründe für den Wandel der Regierungspolitik — Die verfehlte Politik des Nationalsozialismus — Die orthodoxe Kirche als politisches Machtinstrument — Psychologische Gründe — Stalin persönlich — Ausblick.

Das Selbstzeugnis der kath. Kirche im Urteil des Protestantismus: Prof. Leenhardt «zitiert»: Zwei Beispiele vom vatikanischen Konzil — Dürfen nichtkatholische Gemeinschaften «Kirchen» genannt werden? — Was ist eine Sekte?

Programatische Grundzüge der christlich-demokratischen Partei Italiens: Die internationalen Beziehungen — Freiheit als Basis der Legitimität — Parlament (Forts. folgt).

Ex urbe et orbe: Die Churchill-Rede vom 13. Mai — Das deutsche Problem — Die Kirche hat versagt?

Das lesenswerte Buch: Katharina von Siena von Ferd. Strobel: Von der Freiheit des Wortes in der Kirche — Heiligkeit und Politik.

Die religiöse Wiedergeburt Russlands und ihre Gründe

Vor uns erhebt die bange Frage: Erstrahlt wirklich am Himmel der Menschheitsgeschichte eine helle Morgenröte und ist die Seele des Ostens berufen, uns das Heil zu bringen?

Bereitet sich in Russland nach dem weiten Ausschlagen des Pendels in revolutionäre Zerstörung und Atheismus eine kulturelle und religiöse Wiedergeburt vor?

Zweifellos hat das russische Volk in seiner Masse trotz aller Verfolgungen fanatisch an seinem Christentum festgehalten und im Kampf gegen die Staatsgewalt geradezu ungläublichen Mut und Widerstandskraft bewiesen. Obwohl die meisten Kirchen geschlossen oder gesprengt oder als Gottlosenmuseen eingerichtet, obwohl die Priester verhaftet oder erschossen, die Gläubigen verfolgt worden waren, wurden in aller Stille und heimlich im Volk neue Priester herangebildet. Die wenigen verbliebenen Kirchen — in Moskau von zirka 700 nur 11 — waren während des Gottsdienstes übervoll, ein Band edelster Hilfsbereitschaft rührender Nächstenliebe schloss die Gläubigen in der Heimat und in der Verbannung an einander, in den Bauernhäusern brannte nach wie vor, vor der heiligen Ikonenecke das ewige Lichtchen, die Soldaten bekreuzigten sich, bevor sie in die Schlacht zogen und sprachen ihr leises Gebet und sogar manche hohe Sowjetfunktionäre trugen heimlich ein Mutter Gottes-Bild an einer silbernen Kette um den Hals. Es hat nicht geringes Aufsehen erregt, als der allmächtige Innenkommissar und höchste Chef der GPU, Jagodar, der beschuldigt worden war, Maxim Gorki vergiftet zu haben, beim öffentlichen Prozess in Moskau in den Gerichtssaal geführt, sein Hemd aufgerissen und an seiner Brust ein Madonnenbild entdeckt wurde.

Doch es ist freilich auch nicht zu leugnen, dass die inzwischen abgebremsste Gottlosenbewegung unter der Arbeiterschaft und neuen Intelligenzschicht Anhänger gefunden hat. Aber der materialistische Marxismus, der farblose Internationalismus entspricht nicht der rei-

chen Seele des einfachen Russen und lassen ihn unbefriedigt. Der wahre Sowjetmensch hält sich zwar für aufgeklärt und schämt sich religiöser Gefühle, doch er sucht tastend nach Idealen, nach einem höheren Sinn des Lebens. Daher die überraschende Beobachtung, dass in höheren Sowjetkreisen als Religionsersatz, Traumdeutung und Astrologie, Chirromantie, Kartenlegen und mancher Aberglauben Eingang gefunden hat und ein geheimes Sektenwesen ganz Russland durchzieht.

Welches sind nun die Gründe, die die Sowjetregierung veranlasst haben, die Gottlosenpropaganda einzustellen und die Religionsübung — die Religion war in der Sowjetunion formell nie verboten — weitgehende Zugeständnisse zu machen?

Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir auf die Geschichte der letzten 10 bis 15 Jahre zurückgreifen.

Zunächst ein Ausspruch Stalins, der in der Sowjetunion auf roten Spruchbändern in Demonstrationszügen herumgetragen wurde. Er lautet: «Blinde Profitgier und rücksichtsloser Konkurrenzkampf treiben die kapitalistischen und faschistischen Länder unvermeidbar zum Krieg!»

Die Sowjetregierung hat also schon 1928 den unvermeidbaren Krieg vorausgesehen und danach gehandelt. Diese Lage hat zur Einführung der 4 Jahrespläne und zu einer überstürzten Industrialisierung des Landes geführt, wobei infolge der ungelerten Arbeiterschaft viel Ausschussware erzeugt wurde und viele Werte verloren gingen. Die Bevölkerung musste diese teuren Erfahrungen durch Hunger und Entbehrungen bezahlen und den Leibgürt enger schnallen. Alle diese Opfer brachte das russische Volk, nach dem Diktat seiner bolschewistischen Führer, für das internationale Proletariat, für den Aufbau einer neuen proletarischen, internationalen Kultur. Es verleugnete seine eigene Geschichte, seine Tradition, seine völkischen Ideale. Ausländische Beobachter jener Zeit nennen Russland das Land ohne Lächeln. Eine dumpfe Mißstimmung, Freudlosigkeit, Hunger, Ver-

zweiflung, Defaitismus waren die Folgen dieses Zustandes. Russland war der Koloss auf tönernen Füßen, den ein leichter Anstoss von aussen zu Fall bringen konnte. Hitler war noch im Jahre 1941 dieser Meinung; es ist ihm die Umwälzung entgangen, die sich inzwischen in Russland vollzogen hat.

Stalins realistischer Sinn erkannte, dass man mit einem Volk in solcher Stimmung keinen Krieg führen kann. Die seit dem Jahre 1933, dem Jahre der Macht ergreifung durch Hitler, bedeutend näher gerückte Kriegsgefahr veranlasste ihn, das Steuer herumzuwerfen.

Die überall unter der Oberfläche knisternde Empörung und sich regende Opposition wurde in öffentlichen und geheimen Prozessen rasch liquidiert: zuerst die alten Parteigenossen Rykow, Radek, Jagoda usw., dann die Generäle und viele Offiziere der roten Armee mit Tuschatschewski an der Spitze, schliesslich Leute der neuen Intelligenzschicht und Kirchenfreunde. Stalin griff rücksichtslos durch und vernichtete seine Feinde, übernahm aber dann, nach seiner besonderen Art und Schlaueit, das politische Programm seiner vernichteten Feinde.

Die «Losungen» der kommunistischen Internationale wurden gedämpft und ein nationaler Kurs nahm seinen Anfang. Mit Ueberraschung las man in der Sowjetpresse plötzlich das Wort Rodina - Vaterland. Bald sprach man vom «heiligen» russischen Boden, von der Ueberlegenheit des russischen Proletariates den Proletariern aller andern Länder gegenüber, die es bisher nicht verstanden haben, in ihren eigenen Ländern Revolutionen zu entfachen.

1936 wurden neue Geschichtsbücher in Auftrag gegeben, die Verfasser der im alten revolutionären Geist geschriebenen Lehrbücher, die die nationale Wendung nicht vorausgesehen und die Zaren in Bausch und Bogen verdammt hatten, wurden verhaftet, verschickt. Peter der Grosse, wird als Volksheld gefeiert, aber auch Ivan der Schreckliche, der Einiger russischer Erde und Alexander II., der Befreier der Leibeigenen, Kutusoff, der Bezwingler Napoleons und andere Generäle der zaristischen Geschichte kommen zu Ehren.

Die verachtete alte Volkskunst wird wieder entdeckt. Die alten Ikonenmaler bringen auf Dosen und Tabatièren Motive aus den russischen Sagen, Malerei und Schnitzerei entstehen wieder. Russische Trachtentänze und Volkslieder werden von Stalin aufgeführt.

Theater und Kinos bringen klassische Stücke. Parks für Kultur und Erholung werden eingerichtet. An der kaukasischen Riviera entstehen palastartige Erholungsheime und Sanatorien. In Moskau wird ein grossartiges Bauprogramm für 10 Jahre in Angriff genommen.

In den Schulen, in denen die Kinder bis vor kurzem ihre Klubs hatten, sich oft betranken und die Lehrer misshandelten, wird mit wenig Abänderungen das Vorkriegsprogramm eingeführt und werden strenge Prüfungen abgehalten. Die Männer tragen wieder Krawatten und müssen sich rasieren, wenn sie vor ihren Vorgesetzten erscheinen. Die Frauen sind noch sehr einfach gekleidet: rotes Kopftuch, grobe Strümpfe, hohe Filzstiefel, legen aber grossen Wert auf schöne Frisuren.

Das Familienleben wird wieder hergestellt. Es gilt als «kleinbürgerlich», Frau und Kinder zu verlassen und seine Eltern zu vernachlässigen. Wer sich öfter als zwei Mal verheiratet, wird aus der Partei ausgestossen.

Lebensfreude wird anbefohlen. In den grossen Erholungsheimen werden Zwangskurse für moderne Gesellschaftstänze abgehalten.

Schliesslich wird nach dem ersten finnisch-russischen Krieg die Grusspflicht in der Armee und werden die alten Rangstufen für Offiziere wieder eingeführt.

Die «freie und demokratische Verfassung der Welt» soll das Reformwerk krönen. Doch wer sich auf diese Freiheiten beruft und sich erlaubt das Sowjetsystem und viele das Volk bedrückende Massnahmen der Behörden zu kritisieren, spielt mit seinem Kopf. Denn über allen Paragraphen steht der Satz: Die Diktatur des Proletariates bleibt unverändert! Man kann sich nicht entschliessen, die alten Requisiten, die alten revolutionären Waffen, ganz aus der Hand zu geben. Man hält sie auf alle Fälle in Bereitschaft. Diese Unsicherheit, diese Ungewissheit jedes Einzelnen über sein persönliches Schicksal durchzittert das ganze Sowjetvolk. Man wagt es nicht, sich frei zu äussern, man wagt nicht einmal die gegenwärtigen Massnahmen der Sowjetbehörden voll und laut zu billigen, denn man kann nicht wissen, aus welcher Richtung der Wind morgen weht!

Dies sind wohl auch die tieferen Gründe, warum Zugeständnisse auf religiösem Gebiete erst so spät und nur zögernd gemacht wurden. Denn die Wiedereinführung der Religion — nicht nur ihre Duldung und Zulassung — bedeutet einen Schlußstrich unter die marxistisch-atheistische Lehre, einen Bruch mit der revolutionären Vergangenheit.

Die ganze russische Kultur ist auf dem Christentum aufgebaut, die Sitten und Gebräuche des Volkes beruhen auf kirchlichem Einfluss, die grossen russischen Dichter und Denker haben den Begriff Vaterland und heilige russische Erde von dem Begriff Gott und Religion nie zu trennen vermocht, die weite russische Seele ist voll dem Unendlichkeitsbegriff der christlichen Lehre erschlossen.

Es ist also ein Uning, russische Geschichte und Tradition von dem Begriff Religion trennen zu wollen und der weitere kulturelle Aufstieg in Russland ist nur mit Einbeziehung der Religion denkbar. Der Nationalismus des russischen Volkes beruht auf religiöser Basis.

Als am 22. Juni 1941 der Krieg ausbrach und Russland durch Hitler zum Existenzkampf auf Tod und Leben, zum totalen Krieg gezwungen wurde, da war es wieder wie so oft in den letzten Jahren, die Furcht vor der deutschen Macht, die zu weitgehenden Reformen nunmehr auf kirchlichem Gebiete zwang. Es begann ein Kampf um die russische Seele, die den als Befreier begrüsste, der ihr die religiöse Freiheit wieder gab!

Um seinem Feind den Wind aus den Segeln zu nehmen, liess Stalin in ganz Russland die Glocken läuten, liess die in Gottlosenmuseen, Depots und Klubs verwandelten Kirchen dem Klerus zurückgeben, duldete die Wahl eines Patriarchen und die Einberufung eines Konzils. Hitler aber in seiner Ueberheblichkeit und Verblendung liess die sich im Anfang des Krieges massenhaft sich ergebenden russischen Soldaten verhungern, die Bevölkerung der besetzten Ostgebiete durch engstirnige, der Mentalität Russlands völlig fremde Parteigenossen mit Peitschen behandeln, gestattete der orthodoxen Kirche nur sehr beschränkte Freiheiten und liess durch seine Propaganda den östlichen Menschen als Untermensch hinstellen! Dadurch hat Hitler seine eigene sichere Niederlage vorbereitet.

Stalin zog aus den Fehlern seines Feindes den grössten Nutzen. Die ehemalige Propaganda des internationalen Kommunismus, umgestellt auf die natürlichen vaterländischen Bestrebungen und auf den Glauben des russischen Volkes, hatte einen ungeheuren Erfolg. Die

rote Armee schritt von Sieg zu Sieg und der russische Soldat kämpfte für Gott und Vaterland bis zum letzten Blutstropfen.

Wie weit fragt man sich nun, sind diese Reformen der Sowjetregierung, auf kulturellem und kirchlichem Gebiet ehrlich gemeint und haben Bestand für die Zukunft?

Die Antwort auf diese Frage ist nach bolschewistischen Konzept nicht schwer. Sie sind ehrlich, solange sie dem Regime Stalins nützen.

Die ursprünglich vielleicht widerwillig gemachten Konzessionen auf religiösem Gebiet haben sich vom politischen Standpunkt aus für die Sowjetunion zweifellos bewährt. Die im Ausland vielfach verbreitete Meinung, dass auf dem Boden der Kirche eine Oppositionsbewegung entstehen und Stalin gefährlich werden könnte, trifft jedenfalls nicht zu.

Die neu organisierte orthodoxe Kirche, deren Patriarch ein fügsames Werkzeug in der Hand Stalins ist, hat sich zu einem wertvollen politischen Machtinstrument ausgebildet. Mit ihr erobert Stalin die Herzen der Balkanvölker, die in dem alten Russland immer ihren Befreier gesehen haben, mit ihr lockt er Griechenland und erhärtet seinen Anspruch auf die Meerengen und das alte Byzanz, den ehemaligen Sitz der Ostkirche. Die rein katholischen Völker der Polen und Kroaten aber, die zu den übrigen slawischen Völkern in religiösem Gegensatz stehen und den Bolschewismus ablehnen, werden vielleicht bald nicht nur die bolschewistische, sondern auch die kirchliche Faust Moskaus zu spüren bekommen.

Unter diesen Umständen handelt es sich in Russland nicht mehr um eine Duldung der Kirche und Gewährung weiterer Freiheiten, sondern um eine Stärkung der Kirche aus politischen Gründen und ihr Einsatz als bewusstes Machtinstrument.

Aber auch vom psychologischen Standpunkt aus ist eine Wiederkehr der religiösen Verfolgungen in Russland kaum zu befürchten. Stalin hat sich von der Tiefe und Unerschütterlichkeit des religiösen Glaubens des russischen Volkes überzeugen können. Die gewährten Freiheiten haben ihm die Liebe und Anbetung seiner Völker gebracht. Wenn Stalin im Kreml-Palast unter den Delegierten erscheint, so erbraust ein nicht enden wollender Beifall. Er wird als Führer, ja als «Sonne des Weltalls» gefeiert.

Schliesslich kann noch von persönlichem Standpunkt aus darauf hingewiesen werden, dass Stalin den Glauben und die religiösen Ueberzeugungen grundsätzlich niemals verdammt hat, wenn auch seine marxistische Weltanschauung ihn von jeder religiösen Betätigung fern hält. Es zeugt für die Selbstbeschränkung und Mässigung des grossen Diktators, dass er den letzten Wunsch seiner Gattin Alleluja erfüllte, nämlich ihr ein christliches Begräbnis bereiten und ihr auf dem Friedhof des Jungfernklosters am Stadtrand von Moskau ein Denkmal setzen liess, das in seiner einfachen Schönheit und Innigkeit den Besucher tief beeindruckt. Aus einer gelben Marmorsäule erhebt die Büste Allelujas. Ihr langes volles Haar fliesst in Wellen über Brust und Schultern, ihr Blick in dem ruhigen, engelgleichen Antlitz ist zu Boden gesenkt. Halb eingeschlossen in den Marmor und aufs engste mit dem Stein verwachsen scheint dieses Bild die Verbindung der Welt mit dem Jenseits zu verkörpern und einen letzten Gruss aus dem Ueberirdischen darzustellen.

Wenn wir nach diesen langen Ausführungen nunmehr zu der eingangs gestellten Frage zurückkehren,

nämlich ob sich nach den revolutionären Erschütterungen eine kulturelle und religiöse Wiedergeburt in Russland vorbereitet, so ist diese Frage allem Anschein nach wohl mit ja zu beantworten.

Wenn wir aber die Rückwirkungen dieser Lage auf Europa und die übrige Welt zu prüfen haben, so erscheint ein billiger Optimismus nicht am Platze.

Alles hängt von der Geschicklichkeit, Einsicht und Klugheit der führenden Staatsmänner ab. Durch die geschilderte Lage im Osten wird der Konfliktstoff in der Welt nicht verringert, eher vermehrt.

Das Selbstzeugnis der katholischen Kirche im Urteil des Protestantismus

Fortsetzung

Die zweite These Leenhardts in der Auslegung der katholischen Lehre lautet: «Ausserhalb der katholischen Kirche gibt es nur Sekten, aber keine Kirche».

Ein Bischof «trifft ins Schwarze»?

Zur Bekräftigung «dieser eigentlich selbstverständlichen Schlussfolgerung» erzählt Leenhardt eine Episode aus dem vatikanischen Konzil. Es handelte sich um die Formulierung eines Textes, der die Kirche als Beweis der Offenbarung Christi darlegen sollte. Der erste Entwurf hatte dies negativ ausgedrückt: «Keine religiöse Gesellschaft als allein die katholische Kirche...» Ein spanischer Bischof, Martinez, beanstandete diese Formulierung, da es keine «wahre religiöse Gesellschaft» gebe als allein die wahre heilige katholische Kirche. Er schloss mit den Worten: «Es ist also nicht erlaubt, von einer religiösen Gesellschaft zu reden ausser im Fall der katholischen Kirche». Deshalb schlug er vor, den Text positiv auszudrücken und zu sagen: «Denn einzig die katholische Kirche trägt alle die vielen wunderbaren Zeichen» etc.

Ein anderer ebenfalls spanischer Bischof hatte schon vor Martinez vorgeschlagen, statt Gesellschaften (societates) Gemeinschaften zu setzen, da das Wort «Gesellschaft» im kirchlichen Sprachgebrauch bereits einen fest umrissenen Sinn besitze, der nur der katholischen Kirche zukomme. Später meldete sich der berühmte Bischof Dupanloup zum Wort. Er fand an dem vorliegenden Text nichts auszusetzen, lediglich die stilistische Unebenheit wünschte er auszugleichen: «Ich würde bloss ein einziges Wort hinzufügen, das zwar nicht unbedingt notwendig ist, und sagen: «Keine andere religiöse Gesellschaft».

Man sieht also deutlich, dass keineswegs alle Bischöfe die rigorose Auffassung des Bischofs Martinez teilten, die man wohl aus der spanischen, rein katholischen Umwelt verstehen kann. Trotzdem ging die Kommission auf seinen Vorschlag ein und änderte den Text in dem von ihm gewünschten Sinn, der die Frage ja durchaus offen liess, ob man Gemeinschaften von getrennten Kirchen mit Recht religiöse Gemeinschaften nennen dürfe oder nicht. Eine Frage, die hier ausserdem gar nicht zur Diskussion stand. Die Kommission begründete die Textänderung deshalb bezeichnenderweise auch nicht mit den Ausführungen des Bischofs Martinez, sondern mit den Worten seines Vorredners, der einzig den Ausdruck «Gesellschaften» (societates) beanstandet hatte, das eine gewisse «Zweideutigkeit» enthalte, und glaubte, damit auch dem Wunsch Bischof Dupanlouns Genüge geleistet

zu haben. Man kann also aus dieser Textänderung keineswegs den Schluss ziehen, man dürfe bei Nichtkatholiken katholischerseits nicht von «religiösen Gemeinschaften» reden.

Was macht nun Leenhardt aus dieser Begebenheit? Er erklärt: «Bischof Martínez hatte ins Schwarze getroffen» (sic!), die Ausführungen der beiden andern Bischöfe unterschlägt er kurzerhand, ebenso die Erklärung der Kommission und erklärt: «So hat also derjenige recht bekommen, der es für falsch hielt, dass man den Anschein erwecke, also wolle man den Nichtkatholiken entgegenkommen, indem man ihre Sekten als Religionsgemeinschaften bezeichne». Im Durchschnit Leser wird also der Eindruck erweckt, das Konzil habe den Ausdruck «religiöse Gemeinschaft» für nichtkatholische Gemeinschaften ausdrücklich abgelehnt. Eine solche Darstellung scheint uns tendenziös und eines Professors unwürdig.

Die «Szene» auf dem Vatikanischen Konzil.

Nehmen wir hinzu wie Leenhardt unter Punkt 6 einen anderen Zwischenfall auf demselben Konzil darstellt. Es handelt sich um die einzige wirkliche «Szene» im Konzilsverlauf. Sachlich stand das Vorwort der dogmatischen Konstitution über den Glauben zur Behandlung. Dieses Vorwort enthielt eine ganze Anzahl die Protestanten unnötig kränkender Ausdrücke, ausserdem einen Passus, der dem Protestantismus die Verwerfung Christi und die daraus folgende Ausbreitung des Pantheismus, Materialismus und Atheismus entschieden zur Last legte. Butler-Lang bemerkt in seinem Werk: «Das Vatikanische Konzil» hierzu: Diese Ausdrücke hätten in dem ursprünglichen von Bischof Martínez verfassten Text nicht gestanden. «Wie die beleidigenden Worte hineinkamen, ist nicht zu ersehen». Wie dem nun auch sei, Bischof Strossmayer (nicht Stossmayer, wie Leenhardt andauernd fälschlich schreibt) erhob gegen dieses Vorwort Einspruch. Pantheismus, Materialismus, Atheismus habe es schon lang vor dem Protestantismus gegeben. Ausserdem gebe es «inmitten des Protestantismus eine grosse Schar von Männern in Deutschland, England und Amerika, die unseren Herrn Jesus Christus lieben . . .», diese irrten im «guten Glauben». Hier erhob sich ein Murren! Der Präsident erklärte, es sei hier nicht von Protestanten, sondern vom Protestantismus die Rede, nicht von den Personen, sondern von der Häresie. Von dieser stammten die Irrtümer her. Strossmayer liess dies nicht gelten und erklärte erneut: «Ich glaube, dass da im Protestantismus nicht nur einer oder zwei, sondern eine Menge Menschen existiert, die noch Jesum Christum lieben», und wieder erhob sich ein Murren. Der Präsident erneuerte seinerseits seine Ansicht und fügte hinzu: «Und so bitte ich Sie, von einer solchen Rede abzulassen, die, wie ich frei voraussagen muss, die Ohren sehr vieler Bischöfe beleidigt».

Hierauf wandte sich Strossmayer nach nochmaliger Betonung seiner Ansicht einem andern Thema zu, nämlich der Frage, ob für Konzilsbeschlüsse die Mehrheit oder eine moralische Einstimmigkeit entscheidend sein solle. Dies erbitterte die Konzilsväter derart, dass es zu einem regelrechten Tumult kam. Einzig der Präsident wahrte Ruhe und Würde, indem er erklärte: «Das hat mit der gegenwärtigen Diskussion nichts zu tun». Strossmayer jedoch gab abermals nicht nach, worauf ein allgemeines Getöse entstand, man sprang auf, heftige Zornesworte fielen, die Strossmayer einen «Luzifer», «einen zweiten Luther» etc. nannten. Dies war die «Szene»!

Jedermann sieht, dass sie aus zwei Teilen, die deutlich von einander geschieden sind, bestand. Erst der zweite Teil, der mit dem Schema und den Protestanten

nichts zu tun hatte, erregte den Tumult. Man wusste, dass Strossmayer gegen die bevorstehende Unfehlbarkeitserklärung des Papstes war, dass er eben deshalb hier plötzlich die Frage nach der «moralischen Einstimmigkeit» aufrollte. Deshalb riefen die erbosten Väter auch: «Diese Leute wollen die Unfehlbarkeit des Papstes nicht haben; ist dieser Mann doch selber unfehlbar».

Die Nachgeschichte der «Szene».

Die Empörung galt also offensichtlich in erster Linie der Art des Auftretens von Bischof Strossmayer, der sich hartnäckig auf seine Ansicht versteifte, allen Gegenständen unzugänglich zeigte und einfach nicht zur Ordnung rufen liess.

Könnte daran noch irgend ein Zweifel sein, so offenbarte der nächste Tag des Konzils dies eindeutig. In klaren, aber ruhigen Worten unterstrich hier Meignan von Chalons Strossmayers Einrede bezüglich der Protestanten. Das Vorwort, erklärte er, solle den Anschein der Behauptung vermeiden, Pantheismus, Materialismus und die übrigen heutigen Verirrungen stammten vom Protestantismus her, oder der Protestantismus führe kraft wesensnotwendigen Zusammenhangs zum Atheismus. Meignan de Chalons wurde ohne jede Unterbrechung und ohne jedes Zeichen des Unmutes angehört. Mehr noch: das Konzil ging auf diese Vorschläge ein. Strossmayers diesbezüglicher Vorschlag hatte Erfolg: die kränkenden Ausdrücke wurden ausgemerzt und der Passus, in dem Pantheismus etc. den Protestanten, ebenso wie die Verwerfung Christi entschieden zur Last gelegt wird, wurde gänzlich gestrichen.

Hier schreibt nun Leenhardt nicht wie bei vorigem Zwischenfall: «Bischof Strossmayer hatte ins Schwarze getroffen», obwohl das Konzil seinen Vorschlag in gleicher Weise berücksichtigte. Im Gegenteil: er unterrichtet seine Leser überhaupt nicht von dieser Textänderung, er verschweigt gleichfalls die Rede Meignans von Chalons und stellt durch geschichtliche Auslassungen die «Szene» des Konzils so dar, als habe es sich dort einzig um die Frage der Protestanten, die Christus lieben, gehandelt.

Wir wollen hier keineswegs die beschämende Haltung der Bischöfe in dieser Szene rechtfertigen. Auch katholische Beurteiler wie Grandérath und Butler billigen sie nicht. Wogegen wir uns aber verwahren müssen, das ist die gänzlich irreführende Darstellung Leenhardts. Nur eine vorgefasste Meinung konnte ihn verleiten, das aus dieser «Szene» herauszulesen, was er nun seinen Lesern vorsetzt.

Dürfen nichtkatholische Gemeinschaften «Kirchen» genannt werden?

Doch kehren wir zur These Leenhardts zurück; sie lautet: «Ausserhalb der katholischen Kirche gibt es nur Sekten, aber keine Kirche». M. J. Congar, der bekannte Dominikanerpater, hat sich in seinem schon einmal erwähnten Buch «Chrétien désunis» (Paris 1937) die Mühe genommen, die kirchlichen (päpstlichen) Dokumente durchzustudieren, welche Bezeichnungen darin für die von uns getrennten christlichen Gemeinschaften gebraucht werden (Appendice VI). Er stellt fest, dass sowohl von Pius IX. wie von Leo XIII. und Pius XI. für die von der katholischen Kirche getrennten Orientalen und Griechen mehrfach der Ausdruck «Kirchen» gebraucht wird, während die Protestanten, da sie nur als Vereinigung von Laien betrachtet werden können, niemals in kirchlichen Dokumenten als Kirche angesprochen werden. Dies deutet darauf hin, dass nach der Sprache der Päpste das Wort «Kirche» überall dort gebraucht werden kann, wo die von Christus eingesetzte sakra-

mentale Ordnung wenigstens teilweise noch vorhanden ist. Bekanntlich wird die Weihe der von der katholischen Kirche getrennten orientalischen und griechischen Bischöfe und Priester auch katholischerseits als gültig anerkannt, und in Todesgefahr darf sogar ein Katholik, wenn kein katholischer Priester zu erreichen ist, und die Gefahr eines Aergernisses nicht besteht, bei einem griechischen nicht unierten Priester beichten, von ihm die hl. Kommunion und letzte Oelung empfangen. Ein Gleiches wäre demnach auch von den Altkatholiken zu sagen. Sie sind nicht die Kirche, aber sie können in einem wahren Sinn Kirchen genannt werden.

Warum hat Leenhardt, so fragen wir uns erneut, dieser sehr aufschlussreichen Beobachtung, die ihm bei seinem aufmerksamen Studium der kirchlichen und vor allem der päpstlichen Dokumente doch nicht entgangen sein kann, keinerlei Erwähnung getan? Warum schreibt er päpstlicher als der Papst: «Es ist nicht richtig das Wort «Kirche» für ihre (der Nichtkatholiken) Vereinigungen zu gebrauchen»?

Was ist eine Sekte?

Fügen wir noch eine Bemerkung über den Ausdruck «Sekte» hinzu. In der lateinischen Rechtssprache der Kirche wird freilich das Wort Sekte für jede christliche Gemeinschaft gebraucht, die von der Wahrheit der Kirche Christi abweicht (Häresie) oder der Einheit der Kirche widerstreitet (Schisma). In diesem Sinn ist Leenhardts These also durchaus richtig. Nie wird die katholische Kirche jenes ökumenische Prinzip sich zu eigen machen, nach dem die verschiedenen christlichen Gemeinschaften Zweige der einen heiligen Kirche (der una Sancta) wären. Die Stiftung Jesu hätte nach katholischer Auffassung in solchem Fall aufgehört zu bestehen, und ihm selbst würde dadurch die grösste Schmach angetan. Sind also die getrennten Gemeinschaften nicht Glieder der Einen Kirche Christi, so wird man andererseits doch nicht übersehen dürfen, dass sie auch als Gemeinschaften echte Kirchenelemente in sich bergen. Christliche Gnaden strömen von ihnen aus wenigstens durch die Taufe oder doch die hl. Schrift. Durch diese Kanäle wirkt die Kirche in den christlichen getrennten Gemeinschaften fort, obgleich sie nach der lateinischen kirchlichen Rechtssprache Sekten sind.

Im deutschen Sprachgebrauch hat nun freilich das Wort Sekte eine weitere Wandlung durchgemacht. Es wird allgemein viel enger gefasst, sodass es einen Gegensatz zu volkshkirchlichen, weltkirchlichen Tendenzen darstellt, einen donatistischen Kirchenbegriff in sich schliesst (kleine Schar der Auserwählten), der sich mit religiösem Schwärmertum und einem hochmütigen Fanatismus verbindet. All dies klingt in der deutschen Sprache heute beim Wort «Sekte» mit, und katholische Konfessionskundler von wissenschaftlichem Ruf lehnen es deshalb ab, die protestantischen (reformierten wie lutherischen) Bekenntnisse als Sekten zu bezeichnen. Algermissen schlägt in seiner Konfessionskunde (1930) vor, sie im Gegensatz zu den Sekten als «Massen- oder Volkskirchen» zu bezeichnen, wobei dann abermals je nach ihrem Verhältnis dem Staat gegenüber: Staatskirchen und Freikirchen zu unterscheiden wären.

Von dieser Terminologie, die auch viele Protestanten angenommen haben (z. B. Scheurlen in seinem sehr verdienten Buch: «Die Sekten der Gegenwart», 1930) sollte man unseres Erachtens nicht abgehen, will man nicht völlig unnötig die konfessionellen Spannungen erhöhen.

Wir bedauern es deshalb, dass Leenhardt die lateinischen Worte ohne jede Erklärung ins Deutsche überträgt, ohne zu bedenken, dass diese inzwischen deutsche Lehnworte geworden sind, die mit der Wandlung der

deutschen Sprache ihre Bedeutung wesentlich verändert haben. Wir bedauern dies ebensogehr, wie die Ausführungen Prof. Blankes, der in philologisch zwar richtiger, sprachkundlich aber falscher Ableitung das Wort secta als Nachfolge eines Prinzips ausser oder neben Christus sich hinzustellen bemüht, woraus er sodann den freilich nochmals falschen Schluss zieht, dass die katholische Kirche eine Sekte par excellence sei. Wie unhaltbar solche abstrakte Ableitungen sind, zeigt überdies schon die groteske Folgerung Prof. Blankes, dass die protestantische Kirche selbst z. Teil eine Sekte, z. Teil eine Kirche sei. Eine Sekte in ihrer freisinnigen Richtung, eine Kirche in ihrem positiven Zweig.

Brechen wir nun dieser zweiten These Leenhardts, all diese Giftzähne aus, so bleibt nichts anderes übrig, als die vorher dargelegte Behauptung von der allein wahren Kirche Christi, der katholischen, die weder dem schuldlos irrenden Nichtkatholiken den Weg zum Heil verschliesst, noch auch den von der Kirche getrennten Gemeinschaften christliche Elemente abspricht. Dies wird uns noch deutlicher werden, wenn wir im folgenden Beitrag Leenhardts dritte These behandeln.

Programmatiscbe Grundzüge der christlich-demokratischen Partei Italiens

Das im Jahre 1942 aufgestellte Programm der christlichen Demokraten konnte noch nicht von einem nationalen Kongress bestätigt werden. Es hat jedoch bereits die Zustimmung der demo-christlichen Partei der Südtaliener und der italienischen Inseln erlangt. Für die christlich-demokratische Partei steht zum Zwecke der Wiederaufrichtung eines christlich-demokratischen Italiens die Aussenpolitik und die Organisation internationaler Beziehungen im Vordergrund der Probleme.

Ohne eine Lösung der internationalen Probleme wäre jedes andere Programm schwierig, wenn nicht gar unmöglich.

Weder die Fragen der industriellen und landwirtschaftlichen Produktion - der Ueberwindung des unglücklichen Autarkiegedankens - etc., noch die Frage der Kapitalien und vor allem das Hauptproblem Italiens von morgen, das der Emigration, könnten ohne eine Klarstellung der internationalen Beziehungen gelöst werden.

Am Ende dieser, hauptsächlich durch die sittliche und ideelle Unfruchtbarkeit des vorhergehenden Krieges verursachten Katastrophe erfasst uns ein Ahnen von der unabänderlichen geistigen und materiellen Einheit Europas, die nicht erst neu gegründet, sondern lediglich in ihren juridischen und politischen Aspekten wiederhergestellt werden müsste, um die Leiden der einzelnen Völker und Nationen zu tilgen. — Die gesamten Staaten Europas, angefangen von den 40 Millionen Franzosen und den 44 Millionen Italienern, können weder im Kriege noch im Frieden, weder zur Verteidigung noch zu ihrem nationalen Dasein allein bestehen.

Die katholische Lehre hat es auch hier nicht nötig, sich zu ändern. Lediglich eine Reihe Katholiken hätten sich zu schämen, dass sie, angekränkt von Ideen des Hypernationalismus und der extremsten Staatsanbetung, eindeutig antichristlichen Doktrinen gefolgt waren.

Die katholische Lehre hat stets die Liebe zum Vaterlande als ein grundlegendes, gleichsam instinktives, lebensgesetzliches und als solches verpflichtendes Emp-

finden gewertet. Aber sie hat auch gleichzeitig unterschieden zwischen diesem Gefühlsaspekt als solchem und seinem politischen und historischen Inhalt.

Der eine Aspekt ewig-gleichbleibend — zufallsunterworfen und veränderlich der andere! —

Heute ist für Italien das Vaterland nicht mehr etwa Mailand gegen Turin — oder Neapel gegen den Kirchenstaat — ja, der Hypernationalismus erscheint durch die Geschehnisse und Erfahrungen bereits überholt!

Die Vaterlandsliebe steht nicht ausserhalb, sondern innerhalb der Moralgesetze und hat daher innerhalb der Rangordnung der sittlichen Werte den ihr zukommenden Platz einzunehmen. Dieser ihr Rang steht jedoch keinesfalls an erster Stelle.

Nach allen zurückliegenden tragischen Experimenten ist die Sinnlosigkeit einer, — von jeder Sittlichkeit losgelösten Politik, — mehr denn je zutage getreten.

Eine fortschreitende Erkenntnis der Staatsidee fordert, dass diese Einrichtung keine letzte Souveränität zu beanspruchen hat, sondern nur eine, einer höheren, überstaatlichen unterworfen! Unterworfen nämlich den Grundsätzen der Gerechtigkeit und des Rechtes, die sich ungestraft nicht verletzen lassen — und deren Verletzung zu Katastrophen führt.

Die überholten und veralteten nationalen Vorurteile sind zu überwinden. Italien muss Europa wieder als aktives Mitglied einverleibt werden. Denn einer 44 Millionen starken Bewohnerschaft von alter Kultur, — 44 Millionen einer sprachlichen und religiösen Einheit, — denen kann die Welt nicht entraten!

Diese Feststellung verpflichtet die Italiener, ausschliesslich für den Frieden und für eine friedliche Neuordnung zu arbeiten.

Das freiheitliche Italien hatte als erste von allen Nationen die Gleichberechtigung des Ausländers mit den eigenen Bürgern aufgestellt.

Das von den Faschisten so unwürdig beschworene Erbe Roms war ein Erbe des Friedens, — nicht des Krieges, — der Gerechtigkeit, nicht des Raubes, — der Universalität und nicht der Partikularismen. Das römische Kaiserreich bedeutet Zivilisation; — bedeutete eine Synthese zwischen Völkern und Ideen, bedeutete Rechtsgleichheit zwischen den verschiedenartigsten Völkern.

Nie wird endlich der Beitrag christlich-katholischen Geistesgutes genügend bewertet werden, den zu diesen Fragen Benedikt XIV. und später Pius XII. geleistet haben.

Einer europäischen Föderation entgegen.

Wird eine europäische Föderation entstehen, oder werden wir einen erneuerten Völkerbund erleben? Wie dem auch sei, es wird nötig sein, dass ein solches überstaatliches Gebilde sich aus freien Völkern zusammensetze. Dass es daher nicht nur aus einer Versammlung von Regierungsabgeordneten, sondern aus vom Volke oder dessen Parlamenten direkt gewählten Volksvertretungen bestehe, d. h. getragen von den Stimmen aller Landesteile — auch derjenigen der Minderheiten —, welche — sowohl als vorauseilende Stimmen und Hoffnungen der Zukunft als auch als Echo gemachter Erfahrungen — zu betrachten sind.

Auf diese Weise könnten sich innerhalb derselben direktiven internationalen Körperschaft über die einzelnen, lediglich nationalen Vertretungen hinaus allgemeine ideale politische Strömungen ergeben.

Die demokratisch-christliche Partei Italiens hält dafür, dass zur Vermeidung neuer Kriege zunächst einmal die **Abrüstung** durchgeführt wird. Zu diesem Behuf sieht sie eine der dringendsten Aufgaben vor allem in

der Abschaffung der **allgemeinen Wehrpflicht**, diesem fürchterlichsten «Novum» der modernen Welt, das in weniger als 150 Jahren sich aus einem Instrument der Freiheit in ein solches des monstruösen Neusklaventums verwandelt hat.

Das Prinzip des totalen Krieges muss an seiner Wurzel: der «bewaffneten Nation» — ausgerottet werden.

Die Erfahrungen des früheren Völkerbundes lehren uns, wie ohnmächtig und kraftlos eine internationale Gemeinschaft ohne eine entsprechende militärische Macht — eine entsprechende Polizei —, kurz ohne ausübende Gewalt wäre. Es wird deshalb nötig werden, aus freiwilliger Rekrutierung eine Art bewaffneter Polizeiarmer zur ausdrücklichen Verfügung eines derartigen internationalen Bundes zu schaffen.

Zweifellos werden die Siegermächte anfangs geneigt sein, nicht abzurüsten, sondern sich selbst vielmehr die Ausübung einer derartigen internationalen Macht der neuen Völkergemeinschaft beizumessen. Jedoch wird die zwangsläufige Entwicklung der Dinge eben diese Siegermächte zwingen, ihre eigenen Heere durch solche internationalen Charakter zu ersetzen, wie es seinerzeit dem vereinigten Italien geschah, als das vaterländische Heer zuletzt das piemontesische und die vaterländische Flotte jene Neapels ersetzte.

Freiheit als Basis der Legitimität.

Ziel der Regierung sei zuvörderst das Wohlergehen der Allgemeinheit. Hierin deckt sich die Forderung der christlichen Demokratie vollkommen mit den traditionellen Lehren des Christentums, wie sie klarer denn je in der Kulturepoche des katholischen Mittelalters des 12. bis 14. Jahrhunderts aufleuchteten und von der Kirche heute wieder neu ans Licht gerückt wurden. Entspringt doch der Scholastik der Grundsatz, dass die Macht kein Selbstzweck, sondern ein Mittel zum Volkswohle sei: «**Non populus propter regem sed rex propter populum**». Weit über selbst die sublimsten heidnischen Philosophien hinaus schuf das Christentum den Begriff von der sittlichen Freiheit eines jeden Menschen — selbst des Sklaven — und gründete damit auf der individuellen menschlichen Würde und Verantwortlichkeit einen neuen Freiheitsbegriff. Keineswegs ist derselbe mit den modernen Begriffen politischer Freiheit zu vergleichen, im Gegenteil: diese politischen Freiheitsbegriffe sind der sittlichen Freiheit sogar mit logischer Unentrinnbarkeit unterworfen.

Ebensowenig stehen Freiheit und Demokratie im Gegensatz zu den Absichten Gottes gegenüber der Menschheit. Schon vor vier Jahrhunderten wiesen Suarez und Bellarmin nach, wie der Begriff der Autorität als Abstraktion dem Begriffe der Gottheit entspräche und sich in der Autorität der Volkheit bzw. der öffentlichen Obrigkeit verwirkliche. So müsste der künftige italienische Staat jeden einzelnen seiner Bürger vor jederlei Uebergriff anderer, und sei es auch einer Mehrheit, schützen. Es muss daher die Freiheit von der Demokratie begleitet sein. Mit anderen Worten, es bedarf einer vom Volke erwählten Regierung, welche jederzeit des Volkes Absichten und Wünsche widerspiegelt, welche nichts gegen den Willen des Volkes tut und sogar die Macht aufgibt, wenn die Mehrheit des Volkes ihr entgegen ist. —

Parlament.

Die christliche Demokratie Italiens fordert weitgehend eine administrative Dezentralisation, bedingt durch die so reich variierte Eigenart der Bodenbeschaffenheit, des Klimas, der meteorologischen Umstände, der menschlichen und so vieler anderer Besonderheiten der

Halbinsel. Es ergeben sich daher Serien von praktisch nur regional lösbaren Problemen.

Das Hauptbemühen aller demokratischen Parteien Italiens und insbesondere der christlichen Demokraten ist daher die Schaffung eines allen diesen Bedürfnissen entsprechenden gesetzlichen Organes. Vor allen Dingen bedarf es darum durch Volkswahl der Schaffung einer alle Bevölkerungsteile vertretenden Abgeordneten-kammer, in der vor allem auch alle Minderheiten entsprechend berücksichtigt werden.

Als das bestgeeignete System erscheint hierzu die Proporzwahl. Eine Kammer allein indessen genügt nicht; sie bedarf als Gegengewicht einer zweiten. Diese zweite soll aber nach Ansicht der christlich-demokratischen Partei — wenngleich unter Beibehaltung der alten glorreichen römischen Bezeichnungen eines «Senates» — weiterhin nicht mehr von einem Staatschef und auf Lebzeiten ernannt werden, sondern ebenfalls durch Wahl, wenn auch auf anderer Basis und mit entsprechend anderer Struktur.

Ex urbe et orbe

Sturmfluten, die sich beim Abebben der Katastrophe nach und nach verlaufen, können noch viel Unheil anrichten. Wir sind geneigt, das beunruhigende Geschehen dieser Nachkriegswochen in Europa nach diesem Bilde zu deuten. Wir geben aber gern zu, dass höchst beachtenswerte Stimmen von kompetenten Beurteilern weniger das Abebben einer Flut, als die Bedrohung durch neue Massen von Wassern voraussehen, die kein künstliches Staubecken mehr in ihren Grenzen hält. Elementargewalten scheinen stärker zu sein als alle Friedenssicherungen, mit denen geschickte politische Architekten schon geborstene Wälle der Ordnung noch zu flicken versuchen.

Die Churchill-Rede vom 13. Mai.

Das Epochemachende in dem historischen Rückblick, den der gefeierte englische Premier über den dramatischen Verlauf des totalen Krieges gab, lag nicht so sehr in der fast sensationellen Feststellung, dass zeitweise auch für die Alliierten alles auf des Messers Schneide stand, sondern vielmehr in dem Schlussteil, der blitzartig die gegenwärtige Situation erleuchtete, um dann ein politisches Bekenntnis zu bringen, das endgültig Klarheit schafft. Churchill sagte: «Wenig würde es nützen, die Nationalsozialisten für ihre Verbrechen zu bestrafen, wenn Gesetz und Gerechtigkeit nicht wieder herrschen und wenn totalitäre oder Polizei-Regierungen den Platz der deutschen Angreifer einnehmen sollten.» Erstens wird aus diesem Satz ersichtlich, dass Churchill in diesem furchtbaren Kriege in erster Linie nicht für Interessen, sondern für eine Idee gekämpft hat. Zweitens ist eine Politik gekennzeichnet, die in ihren wesentlichsten Positionen unerschütterlich bleiben wird, weil die in Frage stehende Grundidee metaphysischer Art ist. Weder England noch Amerika sind gewillt, dem Dritten von den «grossen Dreien» es zu gestatten, auch nur ein einziges vom Nazijoch befreites Volk mit einer neuen Knechtschaft zu beglücken. Churchill hat auch dem Hitlertum gegenüber von Anfang an eine Haltung angenommen, die der Formulierung seiner politischen Grundidee vom 13. Mai entsprach. Eben deshalb ist er auch fähig, totalitäre Systeme nach ihrem Wesensgehalt zu beurteilen und weltanschauliche Affinitäten auch da zu sehen, wo sie hinter der Kulisse von zweideutigen Schlagworten verdeckt oder wo sie im Spiel der praktisch notwendigen Politik nicht ausgesprochen werden. Lag objektiv in diesen Worten auch eine deutliche Herausforderung an die Sowjet-Union, haben manche auch schon geglaubt, es ertöne da wieder eine neue Kriegsanfare, so wird eine nüchterne Beurteilung die Dinge ganz anders sehen. In prinzipiellen Fragen darf man mit dem Teufel nicht paktieren, sonst ist man verloren. Leistet man aber in einer noch so verzweiferten Lage dem Bösen Widerstand, dann wird man sich auf die Dauer als der Stärkere erweisen. Wäre Hitler, als er noch nicht auf der Höhe seiner Macht stand,

in der grossen Weltpolitik einem Prinzip begegnet, wie es Churchill ausgesprochen, Chamberlain aber ängstlich verschleiert hat, niemals hätte es dahin kommen können, dass die halbe Welt dem erfolgreichen Diktator Schmeicheleien sagte, sondern sie hätte sich einmütig gegen das Satanische erhoben, und es wären der Menschheit die Schauerfilme, über die man heute sich aufregt, erspart geblieben. Es steht alles dafür, dass diese scharfen Worte der Sache des Friedens mehr genützt haben, als alle Schalmeientöne von San Franzisko. Es ist eine Zehntausendkilobombe geworfen worden, die den berühmten eisernen Vorhang an der Elbe und anderswo glatt durchschlagen wird, und schon mehren sich die angelsächsischen Forderungen, die eine freie Passage nach Wien, Belgrad, Sofia, Budapest und Bukarest verlangen. Bleiben sie ihren Prinzipien treu, wie es Churchill formuliert hat und wie es seitdem zu einem Leitmotiv der alliierten Propaganda geworden ist, dann wird es immer noch schwer sein, eine harmonische Kantate mit drei Stimmen zu singen, wenn der eine der Sänger ein anderes Kontrapunktsystem hat als die beiden anderen, aber richtig oder falsch, die Kantate wird gesungen und die Notenpunkte brauchen dabei nicht zu Bruch zu gehen. Misstöne, wie Triest, wie Bornholm, wie die Polenfrage und was es sei, braucht man nicht zu überwerten, solange ein vom Prinzip getragener Ton die Szene beherrscht.

Das deutsche Problem.

Es sah schon einmal düsterer aus am Horizont des deutschen Volkes, als das heute der Fall ist. Gewiss bleibt das Dunkel im Osten noch undurchdringlich, und es wird schon nichts Gutes sein, was man so ängstlich den Blicken der Welt entzieht. Manche fürchten, es könnte Stalin dort mit Generalen und Kommunisten etwas aufbauen, das virtuell ein neues Deutschland im Keime darstellen sollte. Die Dinge sind noch nicht spruchreif und hängen ganz wesentlich davon ab, wie weit es den Angelsachsen geingen wird, auch die russische Zone im Sinne der Menschlichkeit und Freiheit sicherzustellen. Sprechen wir also vom Westen, wo zwar im Augenblick die Besatzungszone noch immer nicht endgültig und genau umrissen zu sein scheinen, wo aber doch das Leben wieder in seine Rechte tritt. Zwar kann von einem politischen Leben und von einem kulturellen noch kaum die Rede sein, aber für die Administration werden schon viele aufbauwillige Deutsche eingesetzt. Was zu tun ist, das ist so zwangsläufig, dass eine eigene Regierung es kaum anders machen konnte, als eine fremde. Man will das von den Nationalsozialisten zurückgelassene Chaos meistern, man will einer etwa drohenden Hungersnot wirksam begegnen, und vielleicht wird die Welt noch staunen, wenn sie das Wunder des Wiederaufbaues in Deutschland erlebt. Es wird sich mit der Zeit auch zeigen, dass der Nazismus gewiss verheerend auf den Grossteil der deutschen Jugend gewirkt hat und dass die Infektion auch in der mittleren und sogar der älteren Generation nicht unterschätzt werden darf, dass aber von einer Totalvergiftung des deutschen Volkes nur Demagogen, Narren und psychologische Stümper sprechen können. Wir haben ja einmal die Wiedertäufer von Münster erlebt, die zwei Jahre lang ihre belagerte Stadt verteidigten, während sich innerhalb der Mauern die grausamsten Orgien abspielten. Es war eine Krankheit, die verging, weil der Organismus im ganzen doch gesund war. Es wird gewiss das deutsche Volk sich jenen in der Zukunft dankbar erweisen, die sich im Ausland bemühen, in der Beurteilung leidenschaftslos zu bleiben und die Tatsachen sprechen zu lassen. So erschien in der «Christlichen Kultur» ein R. G. gezeichneter Artikel, der von dem «anderen Deutschland» sprach, das es eben auch gibt und immer gegeben hat. In der «Gazette de Lausanne» weist Wilhelm Röpke, der davon gewiss mehr versteht, als ein schnell durchreisender Kriegsberichterstatter, dass diese Erkenntnis von einem «anderen Deutschland» als wesentlich für die glückliche Entwicklung der Verhältnisse in Zentral-europa angesehen werden muss. Leider werden aus dem endlosen Filmstreifen der Greuel der Konzentrationslager gerade jetzt wieder Folgerungen gezogen, zu denen die noch so schaurigen Prämissen nicht berechtigen. Wilhelm Röpke bemerkt sehr gut, dass diese Grausamkeiten zunächst nicht mit einer spezifischen Anlage in einer Nation zu tun haben, hat es doch auch in anderen Nationen Erscheinungen dieser Art gegeben, sondern dass sie zu Rückschlüssen zwingen auf den totalitären

Menschentyp. Man hat auch wohl gesagt, es müssten doch die Leute in der näheren Umgebung von Dachau, Buchenwald etc. die Schreie der Opfer gehört haben; sie hätten aber nichts unternommen, um der Sache ein Ende zu bereiten. Man darf dem gegenüber daran erinnern, dass das Volk, insofern es eine amorphe Masse ist, in keiner politischen Situation etwas tun kann. Das kann immer nur ein organisiertes Volk, aber wer die Nazimethoden kennt, der wird einräumen, dass Organisationen gegen einen solchen Terror praktisch unmöglich wären. Die Schreie sind übrigens nicht bloss in der Gegend von Dachau gehört worden, sondern in der ganzen Welt; und auch da haben die Guten immer wieder die Erfahrung gemacht, dass man nichts tun könne dagegen, dass man vorsichtig sein müsse; dass die Gestapo allgegenwärtig sei usw. Eines haben wir immerhin aus der Gegend von Dachau gehört, dass man nämlich in Lokalen, in denen sich SS-Leute aus der Wachmannschaft des Lagers zeigten, sofort aufstand und den Raum verliess.

Die Propaganda, die durch Anschauung von Gräueln andere Menschen abzuschrecken und aufzuklären sucht, hat übrigens zwei Seiten. Fehlt bei dieser Propaganda eine gewisse pädagogische Klugheit, so erklärt sie nicht nur auf über perverse Instinkte, sondern sie weckt sie auch. Es ist das Böse nun einmal im Menschen, und während sich die Propaganda des Guten an die guten Triebe in uns wendet, oft mit wenig Erfolg, so macht es die Propaganda des Bösen gerade umgekehrt, und der Nationalsozialismus hat es gern geduldet, dass man das Raubtier in ihm witterte, denn das war interessant für alle Raubtiere der Welt. Einiges lässt sich schon dadurch erreichen, dass man mitten in die Bilder des Grauens die Lichtgestalten der Helden stellt, die bewusst und mutig für ihre Idee gelitten haben. Oder auch bewunderswerte Beispiele christlicher Gesinnung, wie sie da und dort am Radio Paris mitgeteilt wurden, etwa letzte Briefe an Angehörige, die darum bitten, man möge seinen Feinden verzeihen und das Urteil Gott überlassen: Käme doch einmal ein tüchtiger Filmregisseur, der ein Drehbuch über die Konzentrationslager zusammenstellte, in dem die Leuchtkraft der lichten Mächte, die über solchen Sadismus den Sieg davontrugen, einen unendlich viel tieferen Eindruck hinterliesse, als die Teufelsmethoden des Satanischen. Wäre der Verfasser dieses Drehbuches ein Genie, dann könnte er es durch ein solches Werk künstlerisch zur Evidenz erheben, dass die Hauptvoraussetzung für die Möglichkeit solcher makabrer Dinge in der heutigen Menschheit geschaffen worden ist durch einen langen Prozess der Entchristianisierung, hat man doch jene Erzieherin frivol nach Hause geschickt und aus dem öffentlichen Leben verjagt, die mit Recht als die «Mutter der Kultur des Abendlandes» gefeiert wurde. Man druckt jetzt in Amerika neue Schulbücher in Auflagen von vielen Millionen, aber wir fürchten sehr, wenn wir den Namen der Verlage hören, für die der Vertrieb sicherlich ein ausgezeichnetes Geschäft sein wird, dass diese fundamentale Erkenntnis zu wenig berücksichtigt wird. Wir wären jedenfalls sehr glücklich, wenn man auch gute Katechismen in Millionenaufgaben herstellen wollte, wobei man denn die Zehn Gebote und das Gebot der Nächstenliebe mit besonderer Sorgfalt behandeln sollte.

Die Kirche hat versagt.

In der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 12. Mai wird wieder einmal vom Versagen der Schicht der Theologen angesichts des Nazismus gesprochen. Die «Weltwoche» sagt geradezu, es habe die Kirche versagt. Und wie sprechen erst die sozialistischen Blätter! Antworten wir heute darauf nur mit diesem einen Hinweis: Die stärkste Stimme, die sich je gegen den Nationalsozialismus erhoben hat, ist die Enzyklika «Mit brennender Sorge» gewesen. Pius XI. erliess diese Enzyklika, als Hitler noch nicht den Gipfel seiner Macht erreicht hatte. Die Welt hätte Zeit genug gehabt, sich zu versichern und zu wehren. Sie hat die Kirche nicht hören wollen, und da liegt der Versager. Fügen wir noch dies hinzu: Wie kommen so viele heute, die sich nicht genug darin tun können, das Christentum zu bekämpfen, dazu, sich als Feinde des Nationalsozialismus aufzuspielen, der in seinem Wesenskern doch reinstes Antichristentum ist? «Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich.» Dass diese antichristliche Front sogenannter «Antifaschisten» und Antinazisten seelisch um kein Haar besser ist, als die SS-Büffel der Konzentrationslager, das mag eine Gegenüber-

stellung beweisen, die unter dem Titel «Pfingstgeist 1945» in der «Berner Tagwacht» vom 15. Mai erschienen ist. Gleichgestellt wird zum Beispiel «die absolutistische Papstkirche» und «der absolutistische Führerstaat». Es ist doch ein starkes Stück, den nicht nur im Gewissen, sondern auch durch ein objektives Gesetz gebundenen Papst mit Hitler und seinen Sultanslaunen zu vergleichen. In der gleichen Serie steht die Gleichstellung von «Ordensklöstern» und «Ordensburgen». Und wir sagen wiederum: Es ist ein starkes Stück, Menschen, die nach den unvergleichlich erhabenen ethischen und religiösen Idealen des Evangeliums leben, mit jenen hemmungslosen Heiden zu vergleichen, die in den Ordensburgen ihre Orgien gefeiert haben und eine Erziehung erhielten, wie sie den Gestapokekern gemäss war. Wir verzichten auf weitere Kritik, teilen hier aber mit, dass wir von katholischen Ausländern, die in der Schweiz leben, erstaunt gefragt wurden, wie derartige pöbelhafte Infamien gegen die katholische Kirche und gegen katholische Einrichtungen in einem Lande möglich seien, das sich als Kulturland empfindet. Das ist ja auf den Kopf genau der Ton des Nazismus, das ist Ausgeburt von Hirnen einer seelischen SS. Eine bessere Propaganda für Nazismus ist nicht möglich. Und wenn dieser Geist morgen herrschen soll, dann wird er Konzentrationslager hervorbringen, die dem aufs Haar gleichen, was jetzt vor die erschauernde Phantasie der Menschheit gestellt wird. Erinnern wir noch einmal an das Novalis-Wort: «Europa wird christlich sein, oder es wird überhaupt nicht sein».

Katharina von Siena

Als fünfter Band der von Hans Urs von Balthasar herausgegebenen Sammlung «Menschen der Kirche in Zeugnis und Urkunde» sind die politischen Briefe der heiligen Katharina von Siena erschienen. Sie wurden übertragen und mit einer Einführung und den notwendigen wissenschaftlichen Erklärungen versehen von Ferdinand Strobel. Es bedurfte kaum mancher Entschuldigungen des ebenso gelehrten wie bescheidenen Bearbeiters, liegt doch in jedem Falle ein Werk von hohem wissenschaftlichen Rang vor uns. Aber Wissenschaft soll hier dienen und tut es auch in schönster Weise.

Das Buch zeigt dokumentarisch, welch ein Mass von Freiheit des Wortes in der katholischen Kirche, wenigstens in der Kirche der früheren Jahrhunderte, jenen gläubigen Menschen zugestanden wurde, ob es nun Männer oder Frauen waren, die das innere Recht für ihr aussergewöhnliches Auftreten mitbrachten. In einem Zeitalter, das in seinen Ideen schon stark verwirrt und in seiner Moral tief gesunken war, wurde die prophetische Seele der grossen heiligen Katharina von Siena geweckt. Obwohl ganz und gar webend in der Religion, hat diese Heilige sich als von Gott beauftragt angesehen, tief in das politische Leben der Zeit hinein zu wirken. Wir sagen «obwohl», obgleich hier kein Gegensatz besteht, vor allem kein innerer. Denn der Katholizismus ist die Religion der Ganzheit und fähig, alles, auch die Bereiche der Politik, in seine religiöse Aktion einzu beziehen. Man darf hinzufügen, dass das Interesse für der «Menschheit grosse Gegenstände» im gleichen Masse wachsen wird, als in der Gotteshöhe eines Menschen die Anliegen Gottes zu denen dieses auserwählten Instrumentes werden. Wir können hier zu einer Wirkung vom Religiösen her auf die Welt, die allem, was politischer und sozialer Aktivismus zu leisten in stande ist, unendlich überlegen bleibt. Freilich bedarf es der Heiligkeit, um die inneren Spannungen einer solchen Weltauffassung meistern zu können.

Die hier vereinigten Briefe, die an Gregor XI. und an Urban VI., sowie jene an Persönlichkeiten, auch Kardinäle, während dieser Pontifikate, bieten nicht nur religiöse Erbauung, nein; sie gestatten einen tiefen Einblick in die inneren Verhältnisse der Kirche und der menschlichen Gesellschaft jener Zeit. Sie lassen den Wunsch in uns entstehen, es möchte doch Gott in seiner grossen Erbarmung auch unserer Zeit Heilige senden, die wie eine Katharina von Siena sprechen könnten und zu sprechen wägen, ist doch heute vieles zu sagen, was eben nur Heilige sagen können.

Druck und Ausstattung sind, wie beim Verlag Benziger zu erwarten, vorbildlich.

Abonnementspreise:

Jährlich Fr. 8.60 — halbjährlich Fr. 4.40 — vierteljährlich Fr. 2.30